

*Von Wolf Serno sind bereits folgende Titel erschienen:*

Der Wanderchirurg

Der Chirurg von Campodios

Die Mission des Wanderchirurgen

Die Liebe des Wanderchirurgen

Hexenkammer

Tod im Apothekenhaus

Der Balsamträger

Der Puppenkönig

Das Spiel des Puppenkönigs

Das Lied der Klagefrau

Die Medica von Bologna

Der Medicus von Heidelberg

Hexensarg

Die Gesandten der Sonne

*Über den Autor:*

Wolf Serno arbeitete dreißig Jahre als Texter und Creative Director in der Werbung. Mit seinem Debüt-Roman »Der Wanderchirurg« gelang ihm auf Anhieb ein Bestseller, dem viele weitere folgten. Wolf Serno, der zu seinen Hobbys »viel lesen, weit reisen, gut essen« zählt, lebt mit seiner Frau und seinen Hunden in Hamburg.

WOLF SERNO

DER MEDICUS  
VON HEIDELBERG

Roman

KNAUR 

Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.knaur.de](http://www.knaur.de)



Vollständige Taschenbuchausgabe November 2016

Knaur Taschenbuch

© 2014 Knaur Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe

Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –  
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Coverabbildung: akg-images/Florilegius; Heidelberg/

Image by © Historical Picture Archive/CORBIS;

FinePic®, München

Redaktion: Ilse Wagner

Illustration Eisenhut: Istockphoto/duncan1890

Karte: Matthäus Merian, Heidelberg-Panorama von Norden,

1620, Kupferstich, Radierung, Kurpfälzisches Museum

der Stadt Heidelberg, Inv. Nr. S 22682

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-51286-9

*Für mein Rudel:  
Micky, Eddi und Olli.*

*Und für Fiedler, Buschmann und Sumo,  
die schon auf der anderen Seite  
der Straße gehen.*



»Wo er nit ein Chirurgus darzu ist,  
so steht er do wie ein Ölgöz,  
der nichts ist als ein gemalter Aff.«

*Paracelsus* (1493–1541)



Die religiösen Zitate des Romans stammen aus:

DIE BIBEL

*Die ganze Heilige Schrift des Alten und Neuen Testaments*

*Siebenundzwanzigster Abdruck*

*Gedruckt und verlegt von B. G. Teubner in Leipzig, 1877*





# DIE WICHTIGSTEN PERSONEN IN DER REIHENFOLGE IHRES AUFTRITTS

LUKAS NUFER  
Magister der Künste und Medicus

JACOB NUFER\*  
Kaponenmacher, Lukas' Vater

ELISABETH ALESPACHIN\*  
Lukas' Stiefmutter

KONRAD BINDSCHEDLER  
Prälat in Frauenfeld

THÉRÈSE, VORMALS RESI  
Lukas' Jugendfreundin

JOHANN HEINRICH WENTZ\*  
Baseler Professor, Lukas' Freund

FISCHEL BLAU, »PISCULUS CAERULUS«  
Jude, Lukas' ältester Freund

GERTRUD  
Kutschenlenkerin, Bundschuh-Mitglied

JOHANN EPHRAIM STEISSER  
Zunftmeister aus Würzburg

ABELINE STEISSER  
Steissers Frau

ODILIE  
Tochter Philipps des Aufrichtigen\*,  
Lukas' Geliebte

ADAM WERNHER VON THEMAR\*  
Doktor beider Rechte, Lehrer Odilies

HANS TALACKER VON MASSENBACH\*  
Raubritter

GÖTZ UND PHILIPP VON BERLICHINGEN\*  
Ritter, Gefolgsleute Talackers

YSENGARD  
Schmied in Sinsheim

MATHILDE YSENGARD  
Ysengards Frau

HARTMUT  
Isengards Geselle

JUSTUS RATING DE BERKA  
Professor der Medizin in Erfurt,  
Nachfahre des Amplonius Rating de Berka\*

ANSELMUS ENGELHUSS  
Magister der Künste, Lukas' Feind

FAUSTUS JUNGIUS, »DER RÖMER«  
BARWARD TAFELMAKER\*  
TILMAN VON PRÜM  
MARTIN LUTHER\*  
HIOB ROTENHAN  
EOBANUS KOCH\*  
Bursarier in der Georgenburse zu Erfurt

MEISTER KARL  
Prosektor, Lukas' Vertrauter und Gehilfe

ULRICH VON HUTTEN\*  
Bursarier in der Georgenburse zu Erfurt

EUSTACH  
Kärner von Pesttoten

MUHME LENCHEN  
Eine alte Frau und Köchin

HINZ  
Muhme Lenchens Ziehsohn

LILOTT  
Opfer des Beulenfiebers, Hinz' Freundin

HERMANN KOUTENBRUER\*  
Medizinprofessor in Heidelberg

BERTHOLD WALDSEER  
Spitalmeister im Hospital am Kornmarkt

RAHEL UND SIMON  
Fischels Frau und Sohn

ROSANNA  
Kundige Frau im Hospital am Kornmarkt

HEDDI  
Hure in »Der gemeinen Frauen Haus«

MUTTCHEN  
Bordellmutter ebenda

JUNKER CHRISTOPH, DER »WEIBERFREUND«\*  
Pommerscher Adliger, Odilies Ehemann

Und natürlich: SCHNAPP, der große treue Mischlingsrüde, der  
Lukas auf Schritt und Tritt folgt ...

Die mit einem \* gekennzeichneten Personen haben tatsächlich  
gelebt.



TEIL 1  
Der Magister



# KAPITEL I

*Siegershausen, Kanton Thurgau,  
24. März bis 3. April 1500*

Nach drei Tagen und Nächten verstummten die Schreie meiner Stiefmutter. Das Kind in ihrem Leib, das allem Pressen zum Trotz nicht kommen wollte, hatte sie an den Rand des Todes gebracht. Weiß wie die Wand war sie, ihr Atem so flach wie ihr Puls. Mein Vater rannte vor ihrem Bett auf und ab und fluchte gotteslästerlich. Im Allgemeinen war er ein ruhiger, besonnener Mann, aber die Angst um seine Frau hatte ihn völlig außer Fassung gebracht. »Tut endlich was und steht nicht da wie die Ölgötzen!«, schrie er uns an. »Holt mir das Kind heraus!«

»Wo nichts zu machen ist, ist nichts zu machen, Nufer«, sagte der Mann neben mir. Es war Gotthard Iwein, der Bader aus Alterswilen, einem Nachbardorf.

»Fürwahr, er hat recht«, bekräftigte Alphons Wyss, der Wundarzt. »Willst du, dass wir dein Weib bei lebendigem Leibe aufschneiden? Abgesehen davon, dass es verboten ist und wir in Teufels Küche kämen, wenn wir's täten, würde sie eines elendigen Todes sterben.«

»Ich will, dass das Ganze ein Ende hat!«

»Nun hör mal zu, Jacob Nufer.« Eine der herumstehenden Wehmütter stemmte die Hände in die Hüften. »Das Kind hat eine Steißlage, ich hab's dir schon gesagt. Wir haben mindestens ein Dutzend Mal versucht, es zu drehen, damit der Kopf nach unten



zeigt, wie sich's gehört. Aber es geht nicht. Das Becken ist zu eng. Es ist, als wär's da drinnen eingemauert. Da hilft alles Fluchen nichts, nur Warten und Gottvertrauen.«

Die anderen Wehmütter und ein paar Nachbarinnen nickten einträchtig.

Vater war stehen geblieben. »Das ist mir zu wenig«, knurrte er. Er stieß den nutzlos gewordenen Gebärstuhl beiseite und trat an das Bett meiner Stiefmutter. Seine Hand strich über ihre schweißnasse Stirn. Sie zeigte keine Regung. Nur ihre geschlossenen Lider flatterten leicht. »Elisabeth«, flüsterte er heiser, »ich schwöre beim Heiland, dass ich dir helfen werde, und wenn's das Letzte ist, was ich auf dieser Welt tue.« Dann stürmte er aus der Stube.

Wir anderen schauten ihm betreten nach. Er tat uns leid in seinem Schmerz. Fast so leid wie Elisabeth Alespachin, seine zweite Frau, meine Stiefmutter. Er hatte keine Kosten und Mühen gescheut, damit sie ihr erstes Kind ohne Komplikationen gebären könnte, hatte nicht weniger als dreizehn kundige Köpfe um sie herum versammelt und musste trotzdem mit ansehen, wie ihr Lebensfunke mehr und mehr erlosch.

Ich hatte so etwas schon einmal erlebt. Drei Jahre zuvor, anno 1497. Hier, in derselben Stube. Nur dass damals nicht Elisabeth Alespachin in dem Bett gelegen hatte, sondern meine leibliche Mutter. Sie war an einem Kopffieber erkrankt. Einem Leiden, so tückisch wie der Teufel selbst. Und genau wie heute war Alphons Wyss, der Wundarzt, aus Hugelshofen gerufen worden. Er hatte die Krankheit als Hirnwut bezeichnet und von einer *inflammatio* gesprochen. Hatte weitere lateinische Ausdrücke vor sich hin gemurmelt. Hatte kalte Umschläge und aufgekochte Weidenrinde verordnet und eine Reihe anderer Arzneien empfohlen. Aber genützt hatte das alles nichts. Meine Mutter war heißer und immer heißer geworden. Und noch am selben Tag verglüht.

Wartete ein ähnlich armseliger Tod auf meine Stiefmutter? Ich hatte große Angst davor, denn obwohl Elisabeth, wie ich sie nann-

te, mich nicht großgezogen hatte, stand sie mir doch nahe. Sie war eine Frau der Berge, von natürlichem Wesen und ansteckender Fröhlichkeit. Vor zwei Jahren bei einem Dorffest war es gewesen, als sie mit ihrer gewinnenden Art das Herz meines Vaters eroberte – und meines gleich dazu. Ein halbes Jahr später wurde Hochzeit gefeiert. Und nun sollte Elisabeth, die starke, fröhliche Elisabeth, schon bei der Niederkunft ihres ersten Kindes sterben? Ich konnte, ich wollte es nicht glauben.

In meine Gedanken hinein öffnete sich die Tür. Vater stand auf der Schwelle. Er trug Reisemantel und Reitstiefel. »Komm, Lukas«, befahl er, »wir reiten nach Frauenfeld.«

Nach langem, scharfem Ritt kamen wir glücklich in Frauenfeld an. »Unserer lieben Frauen Feld« hatte man das der Muttergottes geweihte Fleckchen Erde einst genannt und eine Kirche daraufgesetzt. Die Kirche stand noch, wenn auch vom Zahn der Zeit verwittert. Sie befand sich in der Mitte des Ortes und war von ein paar Dutzend Häusern und Höfen umgeben. Es waren stabile Gebäude, sämtlich aus dem Holz der nahegelegenen Wälder gezimmert. Das einzige Haus mit steinernen Grundmauern und gläsernen Fenstern war das Haus des alten Prälaten Konrad Bindschedler. Zu ihm wollte mein Vater.

Der Küster, der die Knechtkammer des Hauses bewohnte, ließ uns ein. Bindschedler saß in der großen Stube am Ofen, las in der Heiligen Schrift und wärmte sich die Füße in einem Sack aus Lammfell. Man schrieb bereits den vierundzwanzigsten März, aber die Tage waren noch immer kalt.

Vater entbot die Tageszeit, senkte den Kopf und schlug das Kreuz. Mechanisch tat ich es ihm nach.

»Was führt euch zu mir?« Bindschedlers Stimme klang, als käme sie aus dem Sumpf. Auch sein Gesicht glich in Form und Farbe dem einer Kröte. Doch abgesehen von seinem wenig ansprechenden Äußeren, galt er als glaubensstarker Gottesmann. Streng im Wort, aber gütig im Herzen. Ich musste es wissen, denn

ich hatte in den vergangenen sechs Jahren die Frauenfelder Lateinschule besucht, deren Leiter er war.

Vater bat um Entschuldigung, dass er so unverhofft hereinplatze, aber ein dringlicher Grund führe ihn hierher. Seine Frau läge seit mehreren Tagen in den Wehen, doch das Kind wolle nicht kommen. Der Kreißenden drohe der baldige Tod.

Bindschedler riss die Augen auf. »Das ist, bei Gott, eine Hiobsbotschaft! Bist du sicher, dass es zu Ende geht?«

»Ja, Euer Gnaden.«

»Nun, nun. Wir alle müssen uns dem unerfindlichen Ratschluss des Herrn beugen. In guten wie in schlechten Tagen. Willst du, dass ich dich nach Siegershausen begleite und deiner Frau die Sterbesakramente erteile?«

»Nein, Euer Gnaden.«

»Was willst du dann? Steht es ähnlich schlimm um das Kind? Muss Taufwasser in den Geburtskanal der Mutter gespritzt werden, damit es vor seinem Tod noch den Bund mit Gott eingehen kann?«

»Nein.« Vater suchte nach Worten. »Ich möchte mich nur Gottes Beistand versichern, wenn ich den Leib meiner Frau öffne und das Kind heraushole.«

»Eine Schnittentbindung? Bist du von Sinnen?«

»Nein, Euer Gnaden, ich habe es mir genau überlegt. Ihr wisst, dass ich mein Brot als Schweinekastrator verdiene. Bei dieser Arbeit habe ich die Anatomie des Viehs genau kennengelernt. Ich traue mir zu ...«

»Willst du den Körper deiner Frau mit einer Sau vergleichen?«

Vater fiel auf die Knie. Während ich hastig seinem Beispiel folgte, hörte ich ihn sagen: »Bitte, vergebt mir, aber meine Kenntnisse der Anatomie rühren nicht allein von meiner Arbeit als Kaponenmacher her. Ich habe im letzten Jahr auch als Feldscher gedient. Es war im Schwabenkrieg gegen den deutschen König Maximilian I.«

Bindschedler schlug die Bibel zu und legte sie beiseite.

»Auf diese Weise habe ich, bei aller Bescheidenheit, mein Scherflein zum Sieg der Eidgenossen beigetragen.«

»So, hast du das? Nun ja, das war brav.« Bindschedler schien ein wenig besänftigt.

»Niemand traut sich, den Eingriff zu wagen, Euer Gnaden. Gotthard Iwein, der Bader, nicht, Alphons Wyss, der Wundarzt, nicht, und von den Wehmüttern ganz zu schweigen. Sie sagen, das Kind hätte eine Steißlage. Man müsse den Tod der Mutter in Kauf nehmen, um wenigstens das Kind retten zu können. Doch damit will ich mich nicht abfinden. Ich liebe meine Frau.«

»Das ehrt dich.«

»Es wäre schon die zweite Frau, die ich verliere. Ihr wisst es. Ich bitte Euch inständig, mir Euren Segen für die Operation zu geben!«

»Warum sollte ich dir meinen Segen für etwas geben, das ohnehin misslingt? Noch nie hat eine Frau die Schnittentbindung überlebt.«

»Euer Gnaden ...«

»Die Kirche lehrt, dass der Tod der Mutter abgewartet werden muss, um anschließend das Kind, sofern es noch lebt, herauszuschneiden. Der selige Abt Purchart von St. Gallen, der auf diese Weise auf die Welt kam, ist ein leuchtendes Beispiel dafür. In jedem Fall ist das Leben des Kindes höher zu bewerten als das der Mutter.«

»Aber bedenkt doch, Euer Gnaden, mit Gottes Hilfe kann ich beider Leben retten! Verbiestet es die Kirche denn, gleichermaßen für Mutter und Kind zu beten?«

»Natürlich nicht. Welch eine Frage.«

»Dann betet für beide. Es soll mir zwölf schön gezogene Bienenwachskerzen zum Schmuck Eurer Kirche wert sein. Ich bitte Euch herzlich. Und überlasst alles andere mir.«

Bis dahin hatte das Gespräch den von mir erwarteten Verlauf genommen. Doch nun, da Vater angedeutet hatte, er würde auch ohne den Segen der Kirche zum Skalpell greifen, musste eine Wen-

ding eintreten. Gespannt wartete ich auf Bindschedlers Reaktion. Würde er Vater scharf zurechtweisen? Ihm mit dem Fegefeuer drohen? Ihn gar exkommunizieren?

Nichts von alledem geschah. Der alte Mann blickte auf seine Füße im Lammfellsack. Eine Weile verging. Schlieft er etwa? Nein, er nahm die Heilige Schrift wieder zur Hand und schlug sie auf. »Matthäus zweiundzwanzig, Vers fünfzehn bis einundzwanzig«, murmelte er. Ein Lächeln stahl sich auf sein Kröten- gesicht. »Welch ein Zufall. Da spricht unser Herr Jesus bei sei- ner Begegnung mit den Pharisäern und den Herodiern folgende Worte: *Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Got- tes ist.* Wohlan, Jacob Nufer, in diesem Sinne will auch ich dir antworten.«

»Was meint Ihr damit, Euer Gnaden?«

»Ganz einfach: Gib deiner Frau die Hilfe, die sie braucht, und Gott den Gehorsam, den er verlangt.«

Vater schluckte. »W... Wie kann das geschehen?«, stotterte er. »Ich ...«

Aber schon verstummte er, denn Bindschedler hielt ihm die Hand hin, und ihm blieb nichts anderes übrig, als den edelsteinbe- setzten Ring daran zu küssen.

Die Unterredung war beendet.

Während des ganzen Ritts zurück fragte ich mich, ob Bindsched- ler die Bibelstelle zufällig oder absichtlich aufgeschlagen hatte. Am Ende kam ich zu dem Schluss, dass es Absicht gewesen war – der kluge Schachzug eines alten Mannes, der einerseits meinem Vater nicht die vorgetragene Bitte abschlagen mochte, andererseits die Interessen der Kirche wahrnehmen musste. Geschickt hatte er es vermieden, weder ja noch nein zu sagen. Und Vater die Ent- scheidung überlassen. Meine Achtung für den Gottesmann, über dessen Aussehen meine Mitschüler und ich uns so häufig lustig gemacht hatten, stieg erheblich.

»Hüa!«, rief Vater und gab seinem Braunen einen aufmuntern-

den Klaps. »Wir haben es gleich geschafft. Da vorn ist schon Siegershausen.«

Im letzten Abendlicht betraten wir unser Haus. Gotthard Iwein, Alphons Wyss und die Wehmütter hielten sich allesamt noch in der Gebärstube auf, gerade so, als wäre die Zeit stehen geblieben. Was sie in den sieben oder acht Stunden unserer Abwesenheit getrieben hatten, mochte der Himmel wissen. Doch immerhin war meine Stiefmutter noch am Leben.

»Hast du den Segen der Kirche für die Schnittenbindung eingeholt?«, fragte Gotthard Iwein neugierig.

Vater würdigte ihn kaum eines Blickes, während er seiner Frau eine Haarsträhne aus der Stirn strich. »Der Prälat Bindschedler wird für dich und das Kind beten«, brummte er. Dann verließ er die Stube und kam kurz darauf mit seinem Operationsbesteck zurück. In seinen Augen lag eine Entschlossenheit, die ich nie zuvor bei ihm gesehen hatte. »Jetzt wird alles gut, Elisabeth«, rief er. »Der Prälat hat gesagt, ich soll dir die Hilfe geben, die du brauchst.«

Ein schwaches Lächeln belohnte seine Worte. Die Stimme meiner Stiefmutter kam wie aus weiter Ferne: »Hol das Kind heraus. Das Kind, das Kind ... sorg dich nicht ... um mich.«

»Du wirst leben, Elisabeth. Und das Kleine auch. Ich weiß, was ich tue.«

Ich fragte mich, ob Vater wirklich so zuversichtlich war, wie er sich gab, aber ich hatte keine Gelegenheit, länger darüber nachzudenken, denn er blickte auffordernd in die Runde: »Nun, wer traut sich, mir zu assistieren?«

»Willst du es wirklich wagen?«, fragte Alphons Wyss.

»Hast du dir das auch gut überlegt?«, fragte Gotthard Iwein.

Die Wehmütter und die Nachbarinnen fragten nichts. Sie traten von einem Bein aufs andere, tuschelten Unverständliches und verließen den Raum. Vater blickte ihnen nach. Zuckte mit den Schultern. Und befahl Iwein und Wyss, ein paar Laternen anzuzünden und sie an dem Deckenbalken über dem Bett aufzuhängen. Er brauche Licht, sagte er, sehr viel Licht.

Während beide taten, wie ihnen geheißsen, wandte er sich abermals an meine Stiefmutter. »Elisabeth«, sagte er mit rauher Zärtlichkeit, »die Schnitte mit dem Skalpell werden nichts sein gegen das, was du bisher an Schmerzen erleiden musstest.« Dann griff er zu einem Becher Wein, hielt ihn ihr an die Lippen und ließ sie ein paar Schlucke zur Stärkung trinken.

Als die Laternen über dem Bett hingen, traten Iwein und Wyss einen Schritt zurück und verschränkten die Arme vor der Brust. In ihren Gesichtern stand Ablehnung. Ich fragte mich, warum sie blieben, wenn sie Vaters Vorgehen nicht guthießsen. Wollten sie ihn scheitern sehen? Ich wusste es nicht. Ich wusste nur, dass ihr Verhalten mir Gelegenheit gab, Vater zu helfen. Und das erfüllte mich mit Stolz.

»Fass mit an, Lukas«, befahl Vater und schlug die Decke der Lagerstatt zurück. Gemeinsam zogen wir an den Beinen der Kreißenden, bis ihr Gesäß sich über dem Fußende des Bettes befand. Im Schein der Laternen wirkte ihr Leib wie ein mächtiger Kürbis. Die gespreizten Schenkel schimmerten blass. Vater trat zwischen die Beine und wies Iwein und Wyss an, sie sollten seiner Frau ein Kissen unter den Rücken schieben und ihr, wenn nötig, den Kopf stützen. Nachdem das geschehen war, zog er einen Holztisch heran und deckte ihn mit einem frischen Leinentuch ab. Dann breitete er seine Instrumente darauf aus. Sie waren vielfach gebraucht, doch sie blitzten und funkelten wie neu. Ich wusste, dass er häufig wegen seiner Reinlichkeit verspottet wurde, aber das kümmerte ihn wenig. »Weißt du«, hatte er einmal zu mir gesagt, »es muss seinen Grund haben, warum mir noch nie ein Tier an vergiftetem Blut gestorben ist. Und dieser Grund heißt: Säuberung des Bestecks. Sorgfältige Säuberung nach jeder Benutzung.«

»Aber die Chirurgen behaupten, das sei Unsinn, da die Instrumente beim nächsten Eingriff ohnehin wieder schmutzig würden«, hatte ich entgegnet.

»Kennst du den Kaponenmacher Nyffenegger aus Unterwal-

den?«, hatte er gefragt. »Der wurde vor zwei Sommern zu einer Kuh gerufen, die nicht kalben konnte. Er hat sie stehend an der Seite aufgeschnitten und das Junge herausgeholt. Drei Tage danach ist die Kuh an Wundbrand verreckt. Ich schwör dir, es hat nur an seinem schmutzigen Werkzeug gelegen. Überhaupt ist dem Nyffenegger schon so manches Vieh unter den Händen krepirt. Und nun frage ich dich: Willst du, dass mir so etwas auch passiert?«

»Nein«, hatte ich hastig versichert.

»Na siehst du«, hatte mein Vater gesagt.

Jetzt sagte er zu Gotthard Iwein: »Wenn du dich nützlich machen willst, geh raus und frag die Wehmütter nach heißem Wasser und frischen Tüchern.« Und zu mir sagte er: »Gib mir das Schermesser, Lukas. Das mit der kurzen Klinge.« Ich gab es ihm, und er prüfte mit der Fingerkuppe die Schärfe. Er schien zufrieden. Mit kurzen, geschickten Bewegungen schabte er das Schamhaar fort. Es war eine Prozedur, wie er sie manchmal auch im Stall vornahm, um die Verletzung eines Tieres besser in Augenschein nehmen zu können, und ich glaubte zu spüren, wie meine Stiefmutter sich innerlich dagegen sträubte. Sie tat mir leid. Ich suchte ihren Blick und wünschte ihr, sie möge schlafen, tief schlafen, und von alledem nichts mitbekommen. Nichts von der Situation. Und nichts von der Operation.

»Träum nicht, Lukas«, ermahnte mich mein Vater. »Du blickst schon wieder so seltsam drein. Gib mir ein warmes, feuchtes Tuch.« Ich reichte ihm eines, und er wischte damit die restlichen Härchen vom Schamhügel fort. »Es gibt eine schmale Linie im Gewebe unter der Haut«, murmelte er, wobei er auf den Leib meiner Stiefmutter blickte und gleichzeitig die Hand in meine Richtung ausstreckte. Ich nahm an, er wollte ein Skalpell, und reichte ihm das mit dem geschnitzten Horngriff. Ich hatte es gewählt, weil ich wusste, dass er es am liebsten verwendete, und freute mich, als er damit zufrieden schien.

»Eine schmale Linie«, wiederholte er. »Längs verlaufend. In der



Mitte des Bauches, oberhalb und unterhalb des Nabels. Das ist beim Tier so, und das ist beim Menschen nicht anders. Wir jedoch interessieren uns nur für die Linie unterhalb des Nabels. Man nennt sie auch die weiße Linie. Wenn man in sie einschneidet, blutet es kaum, was sehr von Vorteil ist ...«

Vater erklärte noch manches mehr, und an das meiste erinnere ich mich nicht, aber ich weiß noch, dass ich mich fragte, warum er ständig vor sich hin sprach. Vielleicht wollte er sich selbst beruhigen, vielleicht auch meine Stiefmutter, jedenfalls – ich hatte für einen Augenblick weggeschaut – sah ich auf einmal, wie er das Skalpell mit sicherer Hand durch die Bauchdecke zog. Meine Stiefmutter lag ruhig da und hatte die Augen geschlossen. Iwein und Wyss standen bereit, um sie, wenn nötig, festzuhalten.

»Du bist sehr tapfer, meine Elisabeth. Es ist gut, dass du schlank wie eine Gerte bist. Das erleichtert den Einschnitt ungemein. Siehst du, schon haben wir uns bis zur Gebärmutterwand vorgearbeitet. Der Schnitt ist gut sieben Zoll lang. Er soll die Pforte bilden, durch die unser Kind das Licht der Welt erblickt. Jetzt heißt es nur noch, die Wand zu durchtrennen. Wir wollen es behutsam tun. Die Blase liegt zwar tiefer, doch wir müssen vorsichtig sein ...«

Er redete immer weiter, befahl mir, heranzutreten und die Schnittländer mit zwei Wundhaken auseinanderzuziehen, und hielt plötzlich einen winzigen Fuß in der Hand. Dann einen zweiten. Und dann zog er das ganze Kind heraus. Es war blutig und schleimig, und er hielt es an den Füßen, den Kopf nach unten. Unwillkürlich musste ich daran denken, dass Vater genauso die kleinen Ferkel hielt, bevor er sie ... nein, dieser Gedanke gehörte nicht hierher. Zumal Vater etwas ganz anderes tat. Er gab dem Kind einen Klaps auf den Po. Augenblicklich gellte ein Schrei durch die Gebärstube.

»Es ist ein Junge!«, rief mein Vater froh. »Elisabeth, wir haben einen kleinen Jungen!«

Meine Stiefmutter rührte sich nicht. Erst, als ich sie sanft berührte, öffnete sie die Augen und erblickte das Kind. Sie gab einen schwachen Laut des Entzückens von sich, wollte sich aufrichten, wurde aber von Iwein und Wyss mit sanftem Druck daran gehindert. Hinter uns öffnete sich die Tür. Die Wehmütter und Nachbarrinnen hatten den Schrei des Neugeborenen gehört. Sie machten lange Hälse. Mein Vater durchtrennte die Nabelschnur und übergab meinen kleinen Bruder an die Frauen, damit sie ihn reinigten und die Nabelschnur verknoteten. Dann forschte er nach dem Mutterkuchen und der Eihaut, entnahm beides, überzeugte sich von deren Vollständigkeit und begann mit dem Vernähen der Gebärmutterwand. Er tat es mit einem sauberen Faden aus Schafsdarm, den er auf eine gerundete Nadel gezogen hatte. Die Stiche, die er setzte, zeugten von großer Erfahrung. Ich bewunderte ihn dafür.

»Warum nähst du die Gebärmutter zu?«, fragte Alphons Wyss, der Wundarzt. »Das ist überflüssig. Weißt du nicht, dass die Gebärmutter zur Retraktion neigt? Sie zieht sich von selbst zurück, sobald das Kind heraus ist. Das wird dir jede Wehmutter bestätigen.«

Mein Vater blickte auf und erwiderte ruhig: »Was ich durchtrennt habe, nähe ich auch wieder zusammen. So habe ich es immer gehalten. Nichts ist sinnlos auf der Welt. Wenn die Gebärmutterwand von Natur aus geschlossen ist, wird es seinen Grund haben.« Er ließ sich von mir ein weiteres der bereitgelegten Tücher geben, tupfte die Wunde mit großer Umsicht sauber und griff abermals zur Nadel. Wenig später war auch der Leib verschlossen.

»Leg mir den Kleinen an die Brust, Jacob«, bat meine Stiefmutter mit schwacher, aber glücklicher Stimme.

Vater gehorchte. Er hatte Tränen in den Augen.

Eine Woche war ins Land gegangen. Zum Erstaunen des gesamten Dorfes erholte sich meine Stiefmutter ungewöhnlich rasch. Ihre Operationswunde, die mein Vater regelmäßig mit einer Ringelblumensalbe einrieb, verheilte gut.

Da mein kleiner Bruder am vierundzwanzigsten März geboren worden war, wollten wir ihn Elias nennen – nach Elija, dem Namenspatron für diesen Tag. Meine Stiefmutter meinte: »Lukas und Elias, das passt hübsch zusammen.«

Zur Taufe war die Familie auf einem Heuwagen nach Frauenfeld gefahren, und Seine Gnaden, der Prälat Bindschedler, hatte es sich nicht nehmen lassen, eigenhändig die heilige Handlung vorzunehmen. Das Taufwasser stammte aus dem Flüsschen Murg, das durch Frauenfeld fließt. Es war quellklar und zuvor im Rahmen einer besonderen Zeremonie geweiht worden. Danach hatte Bindschedler es mit der Hand aus dem steinernen Taufbecken geschöpft und eine geringe Menge über Elias' Stirn gegossen, wogegen der Täufling kräftig schreiend protestierte. Die Liturgie mit ihrem steten Wechsel aus Gesang und Gebet war lang und für die Mutter ermüdend, doch schließlich war auch sie zu Ende gegangen. »*In nomine Patris et Filii et Spiritus Sancti ... Amen.*«

Der langen Rückfahrt wegen hatten wir in Frauenfeld übernachten müssen und erst am darauffolgenden Morgen den Heimweg antreten können. Davor jedoch war Vater noch einmal zu Bindschedler gegangen und hatte ihm das Geld zum Kauf von zwölf Kirchenkerzen übergeben, dazu ein paar Silbermünzen für den Opferstock. »Ich bin Euch so dankbar, Euer Gnaden«, hatte er noch einmal versichert, und Bindschedler hatte sein Krötengesicht in gütige Falten gelegt und geantwortet: »Danke nicht mir, mein Sohn, danke dem Herrgott, um dessen Beistand ich für dich und deine Familie gebetet habe.«

Auf der Rückfahrt saß mein Vater oben auf dem Kutschbock und sang aus voller Brust die alten Lieder, weil er so glücklich war.

Und auch jetzt, da wir wieder zu Hause waren, sang er. Leise zwar, weil meine Stiefmutter und der kleine Elias im Nebenzimmer schliefen, doch voller Inbrunst. Es war das Lied von dem Jüngling, der hoch in den Walliser Alpen das zauberstarke Edelweiß sucht, um es seiner Liebsten ans Kleid zu stecken und da-

durch ihre Liebe zu gewinnen. »Warum singst du nicht mit, Lukas?«, fragte er mich augenzwinkernd. »Bist du unglücklich verliebt?«

Die Frage war scherzhaft gemeint, weil ich erst vierzehn Jahre zählte, aber mir war nicht nach Neckereien zumute, deshalb antwortete ich stirnrunzelnd: »Vater, jetzt, wo sich alles so gut gefügt hat, könnte ich doch nach Basel an die Universität gehen?«

»Großer Gott, fängst du schon wieder damit an«, sagte Vater und begann mit der zweiten Strophe.

»Ich meine es ernst, Vater.«

Vater brach seinen Gesang ab. »Daran zweifle ich nicht.« Er griff nach dem Weinkrug, um sich einen Becher vollzuschenken.

»Wozu sonst habe ich die Lateinschule besucht, wenn ich nicht studieren darf?«

Vater trank einen Schluck. »Die Schule ist ein gutes Rüstzeug fürs Leben. Das hat der Prälat Bindschedler selbst gesagt.«

»Er hat auch gesagt, dass aus mir einmal ein guter Arzt werden könnte.«

»Ich weiß, mein Sohn.« Vater seufzte und trank einen weiteren Schluck. »Aber Gott hat jedem von uns seinen Platz zugewiesen. Und dein Platz ist hier in Siegershausen. Du sollst einmal mein Nachfolger werden. Schweine zu kastrieren ist ein ehrenwerter Beruf, der seinen Mann ernährt. Sieh dich nur um. Alles in diesem Haus habe ich durch meiner Hände Arbeit erworben.«

Dagegen konnte ich schlecht etwas sagen, ohne Vater zu kränken. Er war ein Mann der Tat und nicht der Bücher. An jenem Abend zählte er siebenunddreißig Jahre, war kerngesund und hatte noch alle Zähne im Mund. Sein Geschick als Kaponenmacher war weit über die Landesgrenzen bekannt. Die von ihm behandelten Schweine überstanden die Eingriffe unbeschadet, sie wurden schneller fett, und ihr Fleisch hatte nicht den strengen Geschmack der unkastrierten Tiere. Vater liebte seinen Beruf über alles und dachte, seinem Sohn müsse es zwangsläufig genauso ergehen, weshalb unser Gespräch an dieser Stelle normalerweise endete. Aber

heute wollte ich nicht aufgeben. Ich fragte: »War meine Assistenz bei der Schnittenbindung denn so schlecht?«

Vater runzelte die Stirn. »Daher also weht der Wind?« Dann glitt ein Lächeln über sein Gesicht. »Fürwahr, du schlägst dich recht wacker im Gefecht der Worte. Deshalb will ich dir ehrlich antworten: »Nein, deine Assistenz war beileibe nicht schlecht. Obwohl ich kurz vor dem Einschnitt dachte, du hättest wieder einmal von deiner seltsamen Fähigkeit Gebrauch gemacht. Du weißt schon, was ich meine. Du siehst dann aus, als würdest du träumen, und steckst mit deiner Träumerei die anderen an. Ich sage dir, das ist Teufelswerk. Nur gut, dass Elisabeth den Eingriff auch so überstanden hat.«

»Ja, Vater.« Ich sagte zu dem Vorwurf nichts, aber ich wusste, dass ich entgegen Vaters Meinung meine Stiefmutter sehr wohl in Schlaf versetzt hatte: mit einer Kraft, die ich ein paar Jahre zuvor zum ersten Mal an mir entdeckt hatte. Ausgerechnet bei der Heuhoferin, einer zänkischen Alten, die den lieben langen Tag auf der Bank vor ihrer Hütte saß und die Kinder beschimpfte. Sie waren ihr zu laut, wenn sie spielten. Besonders die kleine Resi. Sie rief Resi zu sich und versetzte ihr eine kräftige Maulschelle. Resi weinte. Da Resi meine Freundin war, musste ich ihr beistehen. Ich streckte der Heuhoferin die Zunge raus und rief, sie sei eine böse, alte Hexe. Da wollte sie auch mich schlagen. Fortlaufen konnte ich natürlich nicht, weil Resi mich dann für einen Feigling gehalten hätte. Also entschuldigte ich mich hastig und redete auf die Alte ein. Was, das weiß ich nicht mehr. Nur noch, dass ich sie zu beruhigen versuchte. Ich sah ihr in die Augen und sagte mit schmeichlerischen Worten, sie sei gar keine Hexe, ich hätte mich geirrt. Sie sei ein liebes Mütterchen, und wir Kinder würden sie alle sehr gern haben. Tatsächlich wurde sie ruhiger, aber ich traute dem Frieden nicht. Am liebsten hätte ich sie gebeten, im Haus zu verschwinden, damit wir weiter spielen konnten. Doch das ging natürlich nicht. Deshalb sagte ich zu ihr: »Heuhoferin, mach doch ein Nickerchen. Ein erholsames, ent-

spannendes Nickerchen. Gleich jetzt. Das wird dir guttun. Schlafe ein, schlafe ein ...« Und während ich das sagte, sah ich, dass ihr der Kopf langsam auf die Brust sank. Ich war erstaunt, weil sie tatsächlich tat, was ich ihr vorgeschlagen hatte, und redete rasch weiter: »Schlafe, schlafe tief, damit wir spielen können und dich nicht länger stören, schlafe, schlafe, schlafe, und nachher will ich dich wieder wecken.«

So war es gewesen. Vater, dem ich danach alles erzählte, sagte, so etwas gäbe es nicht, und wenn, dann ginge es nicht mit rechten Dingen zu. Ich solle zu niemandem darüber reden. Schon gar nicht zu dem alten Prälaten Bindschedler, denn die Kirche lasse bei so etwas nicht mit sich spaßen. Ich versprach es ihm und hielt mich daran, doch ein paar Tage später war ich einfach zu neugierig und probierte meine neue Fähigkeit abermals aus. Diesmal an Resi, im Schuppen hinter dem Haus. Auch Resi schlief sofort ein, als ich sie darum bat, und alles wäre gut gewesen, wenn Vater nicht plötzlich dazugekommen wäre. Es hatte ein gehöriges Donnerwetter gesetzt und sogar ein paar Schläge. »Hatte ich dir nicht befohlen, den Unsinn mit dem Schlafbefehl zu lassen!«, rief er. »Was ist, wenn das arme Ding nicht wieder aufwacht?«

»Sei unbesorgt, Vater«, hatte ich geantwortet, denn ich war sicher, Resi würde genau das tun, wenn ich es nur wollte. Kurz danach schlug Resi die Augen wieder auf und wunderte sich, dass mein Vater vor ihr stand. Von seinem Zornesausbruch hatte sie nichts bemerkt.

Seitdem hatte ich mich an Vaters Gebot gehalten. Bis zu diesem Tag, da ich sicher war, meine Stiefmutter würde die Operation im Schlaf besser ertragen. Dennoch schien es mir klüger zu sein, nichts davon zu erwähnen, schon gar nicht, weil ich Vater die Erlaubnis zum Studium abringen wollte. Doch was konnte ich noch sagen? Da kam mir ein Einfall. »Jetzt, wo Elias da ist, könnte er es doch sein, der dein Nachfolger wird«, sagte ich. »Und ich könnte nach Basel gehen.«

Mein Vater stutzte. An diese Möglichkeit hatte er noch nicht gedacht. »Elias?«, fragte er.

Wie auf ein Stichwort erschien in diesem Augenblick meine Stiefmutter in der Tür. Sie hielt meinen kleinen Bruder auf dem Arm und sagte: »Hattest du ›Elias‹ gesagt, Jacob? Hier ist er. Er hat gerade getrunken, ist satt und schläft. Willst du ihn nehmen?« Und sie legte meinem Vater den Kleinen in die Armbeuge.

»Elias«, flüsterte Vater beglückt und wiegte ihn sanft hin und her. »Er ist wahrhaftig ein kleiner Prachtkerl.«

Meine Stiefmutter lachte leise. Dann sah sie zu mir herüber, denn ich war aufgestanden, um die Stube zu verlassen. »Nanu, Lukas?«, fragte sie. »Was ziehst du für ein Gesicht? Ist dir eine Laus über die Leber gekrochen?«

»Nein«, sagte ich.

»Sag schon, was hast du?«

»Nichts.«

»Nun setz dich wieder und erzähle, was dich bedrückt!« Meine Stiefmutter konnte sehr energisch werden.

Also setzte ich mich wieder und berichtete ihr von dem Gespräch, während Vater kaum zuzuhören schien, weil er die ganze Zeit den kleinen Elias hätschelte.

»Stimmt das, Jacob?«, fragte sie, als ich geendet hatte.

»Was? Ach ja. Aber das ist jetzt nicht wichtig. Wir können ein andermal darüber reden.«

»Ich finde, wir sollten jetzt darüber reden. Wir alle sind glücklich, du, ich und der kleine Elias. Nur Lukas ist es nicht. Das darf nicht sein, Jacob. Das ist nicht gerecht. Erfülle Lukas seinen Wunsch.«

»Nun ja«, sagte Vater. »Nun ja.«

So kam es, dass ich zwei Tage später, am dritten April des Jahres 1500, nach Basel aufbrach, um an der dortigen Universität die *Artes liberales*, die »Freien Künste«, zu studieren.